

KOLUMNE über gute Erfahrungen, die man mit unserem Milizsystem machen kann

Regiwehr gegen die Wespen

Wenn eine Kolumne am 2. August erscheint, wird allgemein wohl erwartet, dass der Nationalfeiertag den Inhalt der Kolumne prägt. Sie vermuten also Gedanken zu meinen Heimatgefühlen, zur Migration, der Herausforderung «Europa», zum Reset-Button von Bundesrat Ignazio Cassis, zur «Roten Linie» bei den flankierenden Massnahmen oder zur notwendigen Erhöhung des Frauenrentenalters, um die AHV langfristig finanzieren zu können.

Ich tue es nicht. Zum einen werden Sie schon genügend Reden oder Leitartikel zum 1. August gelesen oder gehört haben. Zum Zweiten gebe ich ehrlich zu, dass erzwungene Überlegungen zum Nationalfeiertag nicht meine Sache sind, und drittens befinde ich mich in den Ferien. In einem der Kantone, wo ein absolutes Feuerverbot im Freien verhängt wurde und die Feuerwehr ihre Kontrollgänge machte, um sich von der Einhaltung des Verbots zu überzeugen.

Mit der Feuerwehr machte ich während unserer Ferien meine Erfahrungen. Allerdings gute. Und weil ich nach wie vor in Ferienstimmung bin und mich nicht mit schwerer Kost beschäftigen möchte, mache ich diese gute Erfahrung zum Inhalt dieser Kolumne.

Unser Ferienhäuschen befindet sich ziemlich abgelegen in der Höhe, ungefähr dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Füchse und Hasen sind auch Dauergäste in unserer Umgebung. Die Zufahrt ist nur über eine nicht asphaltierte Strasse möglich. Wer uns ohne Umwege findet, beweist einen selten guten Orientierungssinn.

Begrüsst am ersten Abend in unserem Häuschen wurden wir von Wespenschwärmen aufgrund zweier Wespennester. Das eine in der kleinen Wiese, auf der ich gerne stundenlang sitze, auf den ganzen grossen Schweizer See schaue und die Seele baumeln lasse. Was natürlich nicht möglich ist, wenn die Wespen sich in ihren unterirdischen Gängen ihren Weg zur Königin suchen. Das andere Nest beim Hintereingang. Also blieb nichts anderes übrig, als am nächsten Tag um Hilfe zu bitten, nämlich die Regiwehr (auch hier sind Gemeindefusionen bzw. wenigstens der Feuerwehren an der Tagesordnung).



ESTHER GIRSBERGER
PUBLIZISTIN UND MODERATORIN

Die Autorin aus Zürich ist Publizistin, Moderatorin, Dozentin und Verfasserin mehrerer Bücher. Als Journalistin war sie unter anderem Chefredaktorin des «Tages-Anzeigers». Die ausgebildete Juristin (Dr. iur.) ist verheiratet und Mutter zweier Kinder. Sie ist Mitglied des Publizistischen Ausschusses der AZ Medien.

Ich rief morgens um 7.45 Uhr an, der Kommandant antwortete sofort. Muss er ja, als Feuerwehrchef. Mein Anliegen war zwar ein anderes, aber in diesem Moment doch auch ein wenig überlebenswichtig. Was er verstand und mich an den Herrn verwies, der für die Wespennester zuständig ist, den stellvertretenden Geräte- und Materialchef. Auch er antwortete sofort, als ich ihn anrief. Er sicherte mir zu, zwischen 9.30 und 10 Uhr bei uns zu sein. Er werde den Weg schon finden. Aber, meinte er bedauernd, er müsse 200 Franken dafür verlangen.

Punkt 9.50 Uhr fuhr er mit seinem kleinen Feuerwehrfahrzeug den steilen Weg zu uns hinauf, begleitet von seinem Kollegen. Das unterirdisch gut vernetzte Wespennest fand er höchst spannend, er erklärte mir im Detail, wie das zustande gekommen sei und wie er es zu vernichten gedenke. Das zweite Wespennest war weniger interessant, da gang und gäbe. Eine halbe Stunde später war der Spuk vorbei. Wir unterhielten uns noch ein paar Minuten, der Kollege erzählte mir, dass er eigentlich in dieser Gegend aufgewachsen sei und wer immer noch in der Gegend wohne, seit wir das Haus vor über 50 Jahren erstanden haben.

Mich plagte nach dieser positiven Erfahrung ein wenig das schlechte Gewissen. Schliesslich hatte ich während der kurzen Zeit, in der ich auf den Geräte- und Materialchef gewartet hatte, eine private Insektenvertilgungs-Firma gegoogelt, die auf ihrer Homepage den Service der Wespenvernichtung ebenfalls anpreist. Weil ich doch nicht ganz überzeugt war, ob die Regiwehr wirklich kommen würde, rief ich dort an. Ja, natürlich kämen sie vorbei. Die Vernichtung eines Wespennestes koste 275 Franken, zwei kämen auf 350 Franken zu stehen. Hinzu käme eine Inspektion (das heisst, es sei nicht mal sicher, dass die Nester dann auch gleich vernichtet würden) für 150 Franken und dann kämen natürlich noch die Wegkosten hinzu. Und, weil sie momentan viel zu tun hätten, müsste ich mich zwei bis drei Tage gedulden.

Es fällt mir schwer, als Liberale einzugestehen: Die freie Marktwirtschaft überzeugt nicht immer. Das Milizsystem hingegen schon.

DIE KOLUMNISTEN
AUS POLITIK UND WIRTSCHAFT
KATJA GENTINETTA, POLITIKPHILOSOPHIN UND -BERATERIN
MARKUS GISLER, WIRTSCHAFTSPUBLIZIST
PETER V. KUNZ, PROFESSOR FÜR WIRTSCHAFTSRECHT
ESTHER GIRSBERGER, PUBLIZISTIN UND MODERATORIN
THOMAS STRAUBHAAR, ÖKONOM UND MIGRATIONSFORSCHER
CHRISTIAN WÄNNER, EHEM. SOLOTHURNER FINANZDIREKTOR
HANS FAHRLÄNDER, PUBLIZIST UND EHEMALIGER CHEFREDAKTOR

MEIEREIEN

Frau Lüscher und die Rollprothese

Das Display lügt nicht: Frau Lüscher hat während meiner Abwesenheit fünfmal angerufen. Jetzt, wo ich wieder zurück auf der Redaktion bin, überkommt mich ein Anflug von schlechtem Gewissen. Hätte ich mich doch bei ihr abmelden sollen? Soll ich sie anrufen und ihr sagen, dass ich wieder da bin und jederzeit ein offenes Ohr für sie habe?

Andererseits wird sie das selber merken, wenn sie die Zeitung regelmässig liest. Denn das muss man Frau Lüscher lassen:



von Jörg Meier

Sie ist eine gründliche Leserin. Zumindest war sie das noch vor vier Monaten, als wir das letzte Mal zusammen telefonierten. Sie hatte sich darüber geärgert, dass die Meldung über das Eichhörnchen mit Rollprothese grösser und prominenter platziert war als die Meldung über ertrunkene und ertrinkende Flüchtlinge im Mittelmeer. Ich wusste auch keine passende Antwort.

Fünfmal hat sie angerufen, sagt das Display. Das ist schon happig. Vielleicht war es diesmal wirklich wichtig. Oder Frau Lüscher machte sich Sorgen über meinen Verbleib. Bei schwebenden Joint Ventures weiss man ja nie. Wenn sie sich in den nächsten paar Tagen nicht meldet, dann rufe ich sie tatsächlich an. Frage sie, wie es ihr gehe und erzähle ihr, dass ich eine grossartige Zeit ganz ohne Zeitung in Berlin verbracht habe. Sie wird mir berichten, dass hier alles seinen normalen Gang genommen hat: Die amtierende Miss Schweiz kämpft mit dem Einrad gegen den Klimawandel, Nationalrat Glarner befasste sich eingehend mit dem Cervelat, Autisten wollen ungestört in der Migros posten; in Untervaz wurde ein Bein gefunden, und wer Flüchtlinge aus dem Mittelmeer rettet, kommt vor Gericht. Diesmal werde ich Frau Lüscher anrufen.

joerg.meier@azmedien.ch

APROPOS

Donald und die grossen Brüste

Donald Duck?, fragte der 8-Jährige, und ich wollte noch, «nicht Duck, Trump» nachschieben, doch zu spät: «Ja, den haben wir auch gesehen, und einen richtigen Basketballer. Der war sooo gross.» Der 8-Jährige stand auf und reckte den Arm in die Höhe, sein 7-jähriger Bruder meinte, nein, der sei sogar noch grösser gewesen, nämlich «sooo». Auch er reckte den Arm in die Höhe. Dann setzten sich beide wieder und erzählten weiter von ihren Sommerferien in Amerika. Coca-Cola habe es da gegeben, in viel grösseren Fläschli als bei uns. Hamburger hätten sie gegessen, noch viel bessere als bei uns. Und die Leute seien zwar dick, aber nicht alle. Dafür seien viele berühmt. Und in Las Vegas, da hätten sie - erzählten die beiden, ganz offensichtlich unbekümmert über die Miene der Mutter, die am Nebentisch sass und die Augen verdrehte - Frauen gesehen mit riesigen Brüsten. Und die hätten getanzt und hätten fast gar nichts angehabt, mitten auf der Strasse, sagte der 7-Jährige. Das müsse man sich mal vorstellen. Ich versuchte, nicht zu lachen. Amerika, dachte ich mir, während die beiden Knirpse ihre Ferien-Story energisch weitererzählten, Amerika hat in diesen Kinderaugen nichts von seinem Ruf als gelobtes Land eingebüsst. Die Show hat die unbekümmerten Zuschauer verückt. Nicht mal der orange Pausenclown mit seinen üblen Schimpftraden kann die Stimmung trüben. Das ist irgendwie beunruhigend.

Samuel Schumacher



ANSICHTSSACHE von Max Dohner

In einigen Städten Lateinamerikas galt die Altstadt bis vor kurzem als Siff. Ungläubig sahen die Einheimischen zu, wie stetig mehr Ausländer Ruinen kauften und proper herrichteten. Die Häuser waren in den Augen der lokalen Bewohner alt, gewiss nicht «entzückend». Es brauchte Jahre, bis sie selber ebenfalls auf den Geschmack kamen. Nun waren die alten Kolonialviertel plötzlich chic, aber mittlerweile

die Preise deutlich angestiegen. Jene, die früher in der Altstadt hausten, wurden vergrämt. Wie hier in Panama City. Da wurden ausserhalb der Altstadt, die inzwischen weitgehend renoviert und saniert ist, frühere arme Bewohner in eine Schule weiter draussen umquartiert, wo nun Wäsche hängt in den Gängen. Wohin die Schüler getrieben wurden, wissen wir nicht.

FOTO: ARNULFO FRANCO/KEY